

Slak mi

Heute.

Der Asphalt kochte. Die Luft flirrte dicht über dem Boden und ließ die Konturen verschwimmen – es sah fast aus, als würden die Passanten durch knöchelhohes, kristallklares Wasser waten, in dem sich das Licht brach. Auch der schleppende Gang derjenigen, die sich in der Gluthitze eines typischen Aprilnachmittags tatsächlich im Freien tummelten, passte dazu: jeder Schritt ein Kämpfen gegen Widerstand, jedes Stehenbleiben eine dringend benötigte Pause. Das beständige Puffen und Schnaufen der Wolkengeneratoren gab dem Nachmittag seinen trägen Rhythmus. Die hohen, schlanken Türme, die Silberiodid in die Atmosphäre abgaben, das in der trockenen Luft jedoch nur flüchtige Schleier zu erzeugen vermochte, wirkten frustriert. Sie ließen die verchromten Köpfe hängen und verrichteten lustlos ihren Dienst.

Ein Grüppchen junger Leute hatte im Schatten einer einer Kastanie Zuflucht gesucht. Der erschöpfte Baum zeichnete ihnen lockere dunkle Muster in die Gesichter, auf sonnenverbrannte Wangen, auf käsig schwitzige Stirnen. Ein schlaksiger Mittdreißiger in einem hellblauen, schweißfleckigen Polohemd und Skisprungschanzennase winkte einmal ins Rund, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. „Diese Hauswand“, sagte er, „war zu Beginn des Jahrtausends einmal ein echtes Politikum. Wer kann mir sagen, wieso?“ Eine junge Frau blickte kurz nach links und rechts und prüfte, ob jemand anderes die Antwort geben wollte. Sie strich sich das kurze, rotgefärbte Haar hinter ihr Ohr, ehe sie das Wort ergriff. „Das Gomringer-Gedicht stand hier. Avenidas. Die Studis haben das moniert, weil es eine patriarchale Sicht der Welt verkörpert: der Autor sieht Frauen, wie er Dinge sieht, Bäume und... und noch was.“

Allgemeines Nicken. „Und Blumen“, ließ sich ein Mann vernehmen, asiatische Züge, Shorts, eine kantige Brille mit Holzrahmen. „Sehr richtig!“, bestätigte der Dozent, der nun mit ausladender Geste auf die dunkle Schrift an der weißen Hausfassade zeigte. „Erst stand es dort, dann nicht, dann wieder. Dann nicht mehr. Und dann hat sich die Hochschule dazu entschieden, ein anderes Gedicht anzubringen. Nicht von Eugen Gomringer, sondern von seiner Zeitgenossin Sabine Frinks. Sie können es alle lesen. Herr...“, und nun ließ er den Blick über die Köpfe der anwesenden Studierenden schweifen, „Herr Lobotka, würden Sie es einmal für alle zu Gehör bringen?“ Der Angesprochene zuckte kurz zusammen. Mit einem Druck des Daumens gegen das Gelenk seines Zeigerfingers ließ er den Podcast verstummen, der über sein Innenohr-Implantat die sich überschlagenden Stimmen zweier vor lauter Fortschritt ganz aufgeregter Tech-Gründer hatte erklingen lassen. „Natürlich“, sagte er, wischte sich den Schweiß von der Oberlippe und fixierte die schlanken Buchstaben an der Hauswand. Er räusperte sich.

„Slak mi
Un zakmidaz
Haum’r
Un zakmiwo
Trimch
Un zakmiwi
Eslib gmainiz
Digrnz e’iz
Ch’aus dm knäbl
Rauk’mmkan“

Stille machte sich breit. Als erster ließ sich wieder der Dozent vernehmen. „Herzlichen Dank! Nun, was denken Sie über den Text? Viele kennen die *avenidas* – wie beurteilen Sie das Stück im Vergleich?“ Die Studierenden wechselten unsichere Blicke. Dann räusperte sich die Holzbrille. „Ich finde es famos. So viel Mut zum Klanglichen, so viel Abstraktion. Es geht offensichtlich um das Ringen der Ungesehenen um Anerkennung. Um Begegnung.“ Alle brummt zustimmend. „Ich finde...“ „Eine passende Replik! Ein feministischer Text durch und durch!“, pflichtete ein klein gewachsener Mann mit dunklen Locken bei, dessen Haltung unmittelbar ans selbstbewusste Auftreten des frisch eingestellten Ticketkontrolleurs eines Programmkinos denken ließ - und schnitt damit der groß gewachsenen Kommilitonin mit dem eng gebundenen blonden Dutt hinter sich das Wort ab. Sie zog den Mund zu einer schmalen Linie. „Und die Anklänge an Huelsenbeck“, fügte sie dann dazu, fast entschuldigend. Ergriffen starrte die Gruppe die Wand an. Die Wolkengeneratoren pufften. „Rauk’mmkan“, hauchte jemand.

Zwanzig Jahre zuvor.

„Dann übermalen Sie es eben, wenn es sein muss, aber lassen Sie mich endlich mit dieser Sache in Frieden!“ Die Dekanin sank in ihrem Sessel zurück. Vor ihr am langen Tisch saßen Vertreterinnen und Vertreter der Studierendenschaft, des Ethikrates, der Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit, des Senats, der Gleichstellungsgruppe, der literaturwissenschaftlichen Fakultät, des Facility Managements, der Ehemaligengremiums, der Initiative für Kunstfreiheit im akademischen Kontext (IKaK) und der Ideengruppe kreativer Austausch und Kultursenisibilität (IkAK). Auch Eugen Gomringer war zugegen, posthum, spirituell. Omnipräsent. „Wir hatten das Ding, wir hatten es nicht mehr, wir hatten es wieder, jetzt soll es eben wieder weg. Bringen Sie mir bitte einen

Vorschlag – wir ersetzen das Gedicht.“ Die Gesichter der Anwesenden zeugten, je nachdem, auf welche Seite der Tafel man sah, von Empörung oder Triumph – überall aber von: Müdigkeit und Überdruß.

Sofort wurde es wieder laut. Namen wurden hin und her geworfen. Zu deutsch, zu alt, zu männlich. Zu lang, zu simpel, zu schräg, zu gefährlich. Dann, die allgemeine Kakophonie unterlegend, waren zwei Worte zu hören. Zusammen: ein Name. Sabine Frinks? Ja, warum eigentlich nicht? Das Gespräch über die 1981 in Salzburg verstorbene Dadaistin rollte alle anderen Dispute von einem Ende des Raumes her auf wie einen schweren, staubigen Teppich. Frinks, ja weshalb nicht Frinks? Slak mi, ein einfühlsames Stück. Ein zu wenig Rezipiertes dazu. Worum es denn gehe, fragte jemand. Um Heimat, sagte jemand anderes. Von wegen, war zu hören, um die Kraft der Erinnerung! Noch ehe sich der Läufer wieder mit aller Wucht ausbreiten konnte, rief die Dekanin mit aller ihr verbleibenden Energie zur Ruhe.

„Also schön! Wir entfernen den Gomringer und malen die Frinks hin. Wer ist dafür? Ich will eine einfache Mehrheit! Und dann nie wieder etwas davon hören!“

Eine Hand nach der anderen hob sich. Zu wenige. Und dann doch: genug.

Die Luft entwich dem Raum mit einem erleichterten Stöhnen, als wären die asbestdurchsetzten Wände so froh wie alle anderen, die Causa zu den Akten gelegt zu haben.

Weitere einhundertundsechs Jahre zuvor.

„Du, Sabine?“ Heinrichs Augen waren rot wie sein altmodischer Morgenrock. Er lag auf der Chaiselongue, nackt unter dem schweren Stoff, dessen Säume den Blick auf den blassen, dünnen Leib und den schlaffen Penis des Mannes freigaben.

„Ja?“, gab die Angesprochene zurück, ohne vom dünnen Zigarettenpapier aufzusehen, in das sie eben groben Tabak und feine grüne Krümel wickelte, konzentriert, langsam. Auch sie war nackt bis auf einen Slip und eine offene Bluse.

„Wie klingt wohl ein Gedicht, das jemand schreibt, der eben einen Knebel im Mund hat?“

Sie kicherte. Er auch. Er nahm einen Schluck aus dem Weinglas, das auf dem Holzkoffer neben ihm stand. „Genuschelt, nehme ich an“, sagte sie, und sprach dabei selbst undeutlich; sie hatte die Zunge zwischen die Lippen geklemmt. „Ist er freiwillig geknebelt?“

„Hm. Erst ja. Und dann sind da noch Fesseln. Volles Programm. Bisschen maso, weißt du?“

„Schlag mich!“, sagte sie mit dramatischer Stimme. Draußen rauschte der Wiener Abendverkehr unter dem Fenster vorbei. Den Joint in den Mundwinkel geklemmt kramte sie eines ihrer Notizbücher hervor. „Slak mi!“, kitzelte sie hinein und der süße Cannabisgeruch flutete den Raum. „Und sag mir, dass es lieb gemeint ist“, ließ sich Heinrich mit dramatischem Ton vernehmen. Sie schrieb eine Hälfte des Satzes direkt unter den ersten, überlegte kurz, ließ dann ein wenig Platz, ehe sie den Rest ergänzte. Heinrich nahm die Haschzigarette entgegen. „Meinst du, Tristan druckt das?“, fragte er und sah seiner Geliebten über die Schulter.

„Klar“, sagte sie. „Weißt du nicht, woher der Name kommt? Da! Da kann man Geld mit machen!“

Sie lachten. Der typisch kühle Junitag neigte sich dem Ende zu.

(Schreibimpuls: Schreibe einen Text, der in der Zukunft beginnt und in der Vergangenheit endet. Ein selbst verfasstes dadaistisches Gedicht soll darin eine zentrale Rolle spielen und auch zu lesen sein.

Alle Rechte verbleiben beim Urheber.

Kontakt: niklas.ehrentreich@gmail.com)